

JOEL C. ROSENBERG


DIE GEISEL

Aus dem Amerikanischen von Susanne Picard

FESTA

Die amerikanische Originalausgabe *The First Hostage*  
erschien 2015 im Verlag Tyndale House Publishers.  
Copyright © 2015 by Joel C. Rosenberg

1. Auflage November 2018  
Copyright © dieser Ausgabe 2018 by Festa Verlag, Leipzig  
Lektorat: Alexander Rösch  
Titelbild: Arndt Drechsler  
Alle Rechte vorbehalten  
ISBN 978-3-86552-697-7  
eBook 978-3-86552-698-4



*Für unseren Sohn Jacob, eine mutige und  
standhafte Seele in dunklen, stürmischen Zeiten.*

*»Halleluja! Wohl dem, der den HERRN fürchtet,  
der große Freude hat an seinen Geboten! [...]  
Vor schlimmer Kunde fürchtet er sich nicht; sein  
Herz hofft unverzagt auf den HERRN.«*

*– Psalm 112, Verse 1 und 7*

## **DIE CHARAKTERE**

### **Journalisten**

- J. B. Collins                      Auslandskorrespondent der *New York Times*
- Allen MacDonald                Auslandsredakteur der *New York Times*

### **Amerikaner**

- Harrison Taylor                Präsident der Vereinigten Staaten
- Martin Holbrooke                Vizepräsident der Vereinigten Staaten
- Marco Ramirez                 Lieutenant General, Kommandant des Delta-Teams
- Jack Vaughn                     Direktor der Central Intelligence Agency
- Robert Khachigian             ehemaliger Direktor der CIA
- Arthur Harris                    Spezialagent des FBI
- Matthew Collins                 J. B.s älterer Bruder

### **Jordanier**

- König Abdullah II.              Oberhaupt des Haschemitischen Königreichs Jordanien
- Prinz Marwan Talal             Onkel und einer der wichtigsten Berater des Königs
- Prinz Faisal Bin Al-Hussein    Bruder des jordanischen Königs und stellvertretender oberster Kommandant der jordanischen Armee

Abdul Jum'a	Generalleutnant und Oberkommandant der Armee
Ibrahim Al-Mufti	Generalmajor, Kommandant der Luftflotte
Jussuf Sharif	Colonel, enger Berater und Sprecher des Königs
Mohammed Hammami	Leibarzt des Königs
Ali Said	Sicherheitschef des königlichen Hofes

### **Terroristen**

Abu Khalif	Anführer des Islamischen Staats im Irak und Al-Sham (IS)
Jamal Ramzi	Kommandant der IS-Milizen in Syrien und Abu Khalifs Cousin

### **Israelis**

Daniel Lavi	israelischer Premierminister
Ari Shalit	stellvertretender Direktor des Mossad
Yael Katzir	Mossad-Agentin

### **Palästinenser**

Salim Mansour	Präsident der palästinensischen Autonomiebehörde
Jussuf Kuttab	Chefberater Präsident Mansours

### **Ägypter**

Amr El-Badawi	General und Kommandant einer ägyptischen Spezialeinheit
---------------	---

# WAS BISHER GESCHAH

*Al-Hummar-Palast*

*Amman, Jordanien*

In diesem Moment zogen zwei der jordanischen F-16-Jets meine Aufmerksamkeit auf sich. Immer noch flogen die Düsenjäger in Kampfformation, um jedes verirrte Flugzeug, sei es nun jordanisch oder nicht, aus dem vollständig abgeriegelten Luftraum über dem Palast fernzuhalten. Die Auffälligkeit betraf ein konkretes Duo, beide Maschinen waren noch weit entfernt. Und doch kam es mir seltsam vor, dass sie bisher das Areal von links nach rechts, also von Nord nach Süd überflogen hatten, jetzt jedoch einer der beiden Jets abdrehte und direkt auf den Palast zuhielt. War das geplant? Es erschien mir nicht logisch. In der letzten halben Stunde waren immer jeweils zwei Kampfflieger in geraden Bahnen über den Horizont geflogen, stets in der gleichen vorhersehbaren Weise. Weshalb diese Abweichung?

Ich lehnte mich hinüber zu Yael. »Was hältst du von dem Flugzeug auf zwölf Uhr direkt voraus?«, flüsterte ich und reckte das Kinn unauffällig gen westlichen Horizont.

Sie folgte meinem Hinweis. »Keine Ahnung. Frag doch Ali.«

Der Jet war noch einige Kilometer entfernt, aber es bestand jetzt kein Zweifel mehr, dass er in unsere Richtung unterwegs war. Die Frage nach dem Warum ließ mir keine Ruhe. Ich wandte mich flüsternd an Said.

»Was ist mit dieser F-16 los?«, fragte ich. »Sie ist aus ihrer Formation ausgebrochen.«

Said hatte sich offenbar auf das Publikum im Innenhof konzentriert und nicht auf das Geschehen über unseren Köpfen, denn er antwortete nicht sofort. Einen Augenblick später erteilte er auf Arabisch eine Anweisung über das Funkgerät an seinem Handgelenk.

»Bleibt ruhig, aber kommt bitte beide mit«, flüsterte er zurück.

Ich war verwirrt. Es fiel mir schwer, den Blick von der herannahenden F-16 abzuwenden, als ich bemerkte, dass er unauffällig aufgestanden war und sich zum Gehen anschickte. Also folgte ich ihm zu der Tür, durch die wir vorhin gekommen waren.

Yael blieb dicht hinter mir. Die Kapelle spielte ein weiteres Stück.

»Wo gehen wir hin?«, fragte ich Said.

»Ins Kommandozentrum.«

»Was glauben Sie, was hier los ist?«

»Ich bin nicht sicher«, gab er zu. »Aber ich werde Seiner Majestät nicht gestatten, aufs Podium zu gehen, bevor ich es weiß.«

Er hatte noch nicht zu Ende gesprochen, als ich mich umwandte, um einen letzten Blick auf die F-16 zu erhaschen. Im selben Augenblick bemerkte ich ein kurzes Aufblitzen und einen Kondensstreifen, der sich bildete. Der Pilot hatte gerade eine Rakete abgefeuert.

Einen Moment später explodierte der Palast um uns herum.

Ich sah mich kurz nach Yael um. Auf ihrer Stirn klaffte eine große Platzwunde, die heftig blutete. Ich bat um

einen Erste-Hilfe-Koffer, und einer der wachhabenden Offiziere kam mit einem angelaufen. Als ich Yael verarztete, keuchte sie. Zuerst glaubte ich, ich hätte ihr wehgetan. Sobald ich bemerkte, dass auch ihre Augen vor Entsetzen geweitet waren, wandte ich mich um, um zu sehen, was sie so erschreckte.

Die Szene auf einem der Monitore glich auf gespenstische Weise dem, was ich in Abu-Ghuraib erlebt hatte. Lkws, Müllwagen und Zementmischer, die man mit Explosivstoffen beladen hatte, schossen mit Höchstgeschwindigkeit auf die äußeren Zufahrtstore des Palasts zu. Soldaten feuerten ihre automatischen Waffen ab. Ein Fahrzeug nach dem anderen raste in die Tore und detonierte.

Große Lücken klafften in den äußeren Absperrungen, da erschienen Hunderte Kämpfer in schwarzen Skimasken und lieferten sich einen rücksichtslosen Schusswechsel mit den jordanischen Soldaten, die verzweifelt versuchten, sich selbst und ihren geliebten König zu schützen.

In diesem Augenblick zuckten wir alle zusammen, da die massive Tresortür hinter uns aufschwang. König Abdullah kam aus dem Panikraum zu uns.

»Ali, wir müssen gehen. Sofort«, befahl er.

Kaum hatten wir die Palastmauern hinter uns gelassen, flogen schon Kugeln über mich hinweg. Patronen pfiffen an mir vorbei und schlugen in die Flanken der gepanzerten Wagen um mich herum ein. Eine Salve nach der anderen traf die kugelsicheren Scheiben, auch wenn diese glücklicherweise nicht splitterten. Aber als ich die andere Seite des SUV erreichte, stoppte ich auf der Stelle. Premierminister Lavi und Präsident Mansour lagen nebeneinander, umgeben von mehreren toten Agenten.



Der König hatte sich über sie gebeugt. Ich konnte nicht erkennen, was er tat, ob er versuchte, sie wiederzubeleben, oder nur um sie trauerte. Egal was es war, es half nichts. Sie waren tot. Nichts vermochte sie ins Leben zurück-zuholen. Wir mussten hier weg. Jede weitere Sekunde bedeutete tödliche Gefahr.

In diesem Augenblick fühlte sich alles in mir taub an. Ich spürte, wie ich langsam in einen Schockzustand glitt, und konnte nichts dagegen tun. Ich kam nicht dagegen an.

Dann, wie durch einen Tunnel, hörte ich, wie jemand meinen Namen rief.

»Collins, sie leben!«, schrie der König. »Sie sind bewusstlos, aber sie atmen noch. Beide haben einen Puls. Wir müssen sie in die SUVs schaffen. Geben Sie uns Deckung!«

Ich konnte es nicht glauben. Sie waren nicht tot? Sie wirkten tot. Sie bewegten sich nicht. Aber die erfreuliche Nachricht riss mich prompt aus meiner Starre.

Said öffnete die Heckklappe des nächstbesten Fahrzeugs und legte den Rücksitz um, um Platz zu schaffen, während Yael ihm die rechte Flanke deckte. Dann half Said dem König dabei, Premierminister Lavi vorsichtig auf die Freifläche zu betten.

Ich war wieder voll da, flog herum und erledigte, was man mir aufgetragen hatte. Aus mehreren Richtungen wurde geschossen. Ich gab mich nicht der Illusion hin, dass es uns gelingen würde, alle Rebellen zu töten. Egal, ich war fest entschlossen, niemanden aus der königlichen Familie und keines der Staatsoberhäupter in gegnerische Hände fallen zu lassen. Alles, was ich tun musste, war, uns Zeit zu verschaffen. Die Frage war, ob diese Zeit reichte.

Als Nächstes legten der König und Said Präsident Mansour in den Wagen. Ich feuerte weiter. Dann hörte ich,

wie der Motor von einem der Wagen ansprang. Als ich zur Seite sah, erkannte ich, dass einer der Suburbans mit zwei Amerikanern auf den Vordersitzen davonraste. Der Secret Service fackelte in solchen Fällen nicht lange. Sie hatten ihren Mann in einen kugelsicheren Wagen verfrachtet und brachten ihn nun auf kürzestem Weg zum Flughafen.

Wir mussten ebenfalls weg. Und zwar sofort.

Rasch schloss ich die Heckscheibe, während mich der König auf den Al-Kodos-Highway lotste, der in südwestlicher Richtung aus dem Stadtgebiet hinausführte.

Ich fuhr mittlerweile mit rund 160 km/h, doch schon tauchte eine neue Komplikation auf: Der König telefonierte gerade mit seinem Bruder, der uns darüber informierte, dass am nächsten Autobahnkreuz, an der Abfahrt zum Queen-Alia-Highway, eine Straßensperre errichtet worden war. Der Kontrollpunkt selbst stellte nicht das Problem dar. Eher schon, dass er laut Angaben des Bruders von IS-Rebellen eingenommen worden war, die uns nun mit Granatwerfern und Maschinengewehren vom Kaliber 50 erwarteten.

»Wie weit ist es noch bis zum Autobahnkreuz?«, wollte ich wissen.

»Bei dieser Geschwindigkeit höchstens zwei Minuten.«

»Was empfehlen Sie, Eure Majestät?« Ich war nicht sicher, ob ich langsamer oder eher noch schneller fahren sollte.

»Glauben Sie an die Kraft von Gebeten, Collins?«, fragte er. »Jetzt wäre ein guter Zeitpunkt, damit anzufangen.«

»Ich habe keine Munition mehr«, schimpfte Yael. »Hat noch jemand Nachschub?«

»In meiner Waffe steckt ein volles Magazin«, verriet ich.

»Und wo ist die?«

»Hier«, meldete sich der Kronprinz von der Rückbank. Er hob mein Maschinengewehr vom Boden auf, warf das Magazin aus und reichte es Yael.

In der Ferne tauchte nun der Kontrollpunkt auf. Sollten wir einfach hindurchfahren? Das schien mir reiner Selbstmord zu sein. Aber ich war nicht bereit zu sterben.

Eine Sekunde später erledigte sich die Frage quasi von selbst. Über einer Art Damm auf der rechten Seite der Fahrbahn tauchten plötzlich zwei Apache-Helikopter auf und schossen in niedriger Höhe auf uns zu. Yael bemerkte sie als Erste und wies uns darauf hin. Wir starrten sie wie gelähmt an. Eine unbeantwortete Frage schwebte wie ein Damoklesschwert über uns: Auf welcher Seite standen sie?

Der Kontrollpunkt rückte rasch näher. Ebenso wie die Apache-Hubschrauber. Und im Rückspiegel sah ich nun, dass sich ihre 30-Millimeter-Abschussrohre öffneten.

Das machte die Sache klar. Ich wusste Bescheid. Von Kabul bis Falludscha hatte ich das schon Dutzende Male oder öfter gesehen: Jemand hatte gerade eine Rakete abgeschossen. Ich konnte ihren Kondensstreifen sehen, der sich hinter uns über der Autobahn bildete. Sie schoss direkt auf uns zu. Die Königin schrie auf. Ich trat aufs Gas und machte gerade noch rechtzeitig einen Ausfall nach rechts. Die Rakete schlug gegen meinen Außenspiegel und raste weiter, ohne ihre zerstörerische Gewalt an unserem Fahrzeug zu entfesseln.

Aber die nächste tat es vielleicht.

In diesem Augenblick blendete mich der Blitz eines weiteren Abschusses. Dieser kam von dem anderen Hubschrauber und sah nicht nach einer simplen Granate aus. Eine wärmeorientierte Hellfire. Ihr konnte man nicht

ausweichen oder vor ihr fliehen. Wir würden in einem Feuerball verglühen.

Es war vorbei.

Aber zu meiner Erleichterung schlug die Rakete nicht in unser Fahrzeug ein. Stattdessen traf sie einen der Humvees am Kontrollpunkt vor uns. Im Bruchteil einer Sekunde war der gesamte Checkpoint in einer gigantischen Explosion aufgegangen. Völlig verblüfft und fasziniert ignorierte ich die Ausfahrt völlig und fuhr weiter. Dann preschten wir auch schon durch die brennenden Überreste der Barriere, passierten das Autobahnkreuz und erreichten die Route 35, die zum Flughafen führte.

Keiner von uns brach in Jubel aus. Wir waren so erleichtert, dass uns die Worte fehlten, aber wir wussten auch, dass wir nichts dazu beigetragen hatten. Hinter uns stand eine Macht, die wir nicht beeinflussen konnten. Sie hielt uns am Leben und ebnete uns den Weg.

Schon bald flogen mehrere Schwadronen jordanischer F-16- und F-15-Jets über uns hinweg. Sie hielten gewiss auf Amman zu, um den Palast zu bombardieren und die Rebellion niederzuschlagen. Ich konnte mir nicht vorstellen, wie schwer dem König diese Entscheidung gefallen sein musste. Allerdings hatte er kaum eine andere Wahl gehabt. Er war der Letzte der haschemitischen Monarchen und schien fest entschlossen, nicht auf dieselbe Weise wie so viele seiner Vorgänger abzutreten.

Während wir weiter den Highway entlangrasten, schöpfte ich tatsächlich leichte Hoffnung. Wir lebten noch. Vorerst befanden wir uns in Sicherheit. Und ich hatte das starke Gefühl, dass der König sich durchsetzte. Sicher, er war überrumpelt worden, aber er hatte großen persönlichen Mut bewiesen. Er wusste die Armee hinter sich, um

zurückzuschlagen, und die Amerikaner und die Israelis leisteten ihm bei den bevorstehenden Herausforderungen zweifellos Unterstützung.

Aber als wir am Flughafen ankamen, löste sich diese Zuversicht unvermittelt in Luft auf.

Jegliche Hoffnung schwand, als ich den Blick über die Verwüstung schweifen ließ, die uns umgab.

Von dem fantastischen, für viele Millionen Dollar neu errichteten Terminal war nur noch ein rauchender Schlund übrig. Die Zufahrtsrouten, Start- und Landebahnen waren übersät von Kratern, verursacht durch Einschläge von Minen und Artilleriegranaten, die man offenbar erst kurz vor unserem Eintreffen abgefeuert hatte. Verkehrsflugzeuge standen in Flammen. Tote und Sterbende lagen überall. Kraftstoffdepots waren explodiert. Der Gestank von brennendem Kerosin überlagerte alles andere.

Die Air Force One war fort. Der Präsident hatte sich ohne uns auf den Weg gemacht.



# TEIL EINS

*»Tugendhafte Motive können, werden sie von  
Zaghaftigkeit oder Trägheit behindert,  
bewaffneter und entschlossener Bosheit  
nicht standhalten.«*

*– Winston Churchill, Der Sturm zieht auf*

# 1

## *Amman, Jordanien*

»Der Präsident der Vereinigten Staaten wird vermisst.«

Noch während ich diese Worte aussprach, konnte ich kaum glauben, was ich da sagte. Meinem Redakteur ging es genauso.

Eine lange Pause entstand.

»Was soll das heißen, er wird vermisst?«, kam es knisternd und verzerrt durch die Leitung vom anderen Ende der Welt.

Allen MacDonald arbeitete seit rund 40 Jahren bei der *New York Times*. Er war bereits Auslandskorrespondent gewesen, als ich noch zur High School ging. Solange ich für die *Times* schrieb, immerhin seit über einem Jahrzehnt, hatten wir uns für alle möglichen Reportagen zusammengetan, angefangen bei Attentaten über Terroranschläge bis hin zu ausgewachsenen Kriegen. Ich hatte geglaubt, dass er sich durch nichts aus der Ruhe bringen ließ. Bis zu diesem Moment.

»Ich meine, er wird vermisst, Allen. Er ist weg. Verschwunden. Keiner weiß, wo er ist. Und hier ist die Hölle los.«

Noch während ich sprach, ließ ich den Blick erneut über den zerstörten Flughafen schweifen. Ammans imposanter neuer Airport stand in Flammen. Dichter schwarzer Qualm verdunkelte die mittägliche Sonne. Leichen lagen überall herum. Soldaten, Polizisten, Bodenpersonal. Und

unzählige Dschihadisten mit den unverkennbaren schwarzen Mützen. Ihre steifen, kalten Hände hielten immer noch die russischen AK-47 in den Händen. Alle, die noch nicht tot waren, mich selbst eingeschlossen, trugen biochemische Schutzanzüge, atmeten durch eine Gasmasken und beteten darum, dass keine weiteren Angriffe mit Saringas erfolgten.

»Ich ... ich verstehe nicht«, stammelte Allen. »Laut CNN befindet sich die Air Force One in Sicherheit. Sie soll den jordanischen Luftraum bereits verlassen haben und wird den Angaben zufolge von Kampfjets eskortiert.«

»Das entspricht alles der Wahrheit«, erwiderte ich. »Aber der Präsident ist nicht an Bord.«

»Bist du sicher?«

»Absolut.«

»Keine Chance, dass du dich verhört hast?«

»Nein.«

»Dass du etwas missverstanden hast?«

»Nein.«

»Irgendwie im Eifer des Gefechts?«

»Unsinn.«

»Vielleicht hat jemand aus taktischen Gründen ein Gerücht in die Welt gesetzt, um den IS oder andere Gegner auf eine falsche Fährte zu lenken.«

»Nein, Allen, hör zu. Der Präsident ist nicht an Bord der Air Force One. Ich sage dir, er wird vermisst, und die Öffentlichkeit muss davon erfahren.«

»Collins, wenn ich das drucke und du liegst falsch ...«

Allen beendete den Satz nicht. Aber das musste er auch nicht. Ich kannte die Folgen nur zu gut.

»Ich habe recht, Allen«, beharrte ich. »Die Faktenlage ist eindeutig.«



Wieder entstand eine Pause. Dann fragte er: »Ist dir die Tragweite dieser Geschichte bewusst?«

»Nein«, schoss ich zurück. »Ich hab keine Ahnung, was das bedeutet. Und du auch nicht. Ich weiß nicht einmal, ob er gefangen genommen wurde, verletzt ist oder ...«

Nun ließ ich den Satz unvollendet.

»... oder umgebracht wurde?«, fragte Allen.

»Das behaupte ich doch gar nicht.«

»Was dann? Vermisst und vermutlich tot?«

»Nein, nein ... hör zu. Ich sag dir jetzt ganz genau, was ich weiß. Nicht mehr und nicht weniger.«

»Also, was glaubst du, wo er ist?«

»Ich weiß es nicht, Allen. Niemand weiß es. Aber meine Quellen lassen keinen Zweifel. Die Air Force One ist ohne den Präsidenten gestartet.«

»Okay. Warte«, bat Allen. »Ich stell dich auf Lautsprecher. Ich werd deinen Bericht aufzeichnen. Und Janie ist hier. Sie tippt alles mit, was du uns erzählst.«

Ich konnte im Hintergrund hören, wie er einen Digitalrekorder aufbaute, auf dem Schreibtisch Platz machte und Mary Jane, seine persönliche Assistentin, aufforderte, auf der Stelle mit dem Laptop in sein Büro zu kommen. Einen Augenblick später waren beide startklar.

Ich holte tief Luft und befreite meine Gasmaske von Ruß, so gut es ging. Am Armaturenbrett des SUV, mit dem wir hergekommen waren, las ich die aktuelle Zeit ab: 15:19 Uhr am Sonntag, dem 5. Dezember.

»Also, schreibt Folgendes auf«, begann ich. »Der Präsident der Vereinigten Staaten wird seit dem frühen Nachmittag des 5. Dezember vermisst. Stopp. Die Air Force One hat den Flughafen von Amman in Begleitung einer US-Kampffjet-Eskorte um kurz nach halb drei Ortszeit

verlassen. Stopp. Präsident Harrison Taylor befand sich allerdings nicht an Bord. Stopp. US- und jordanische Sicherheitskräfte beteiligen sich an einer groß angelegten landesweiten Suche nach ihm. Stopp. Für den Augenblick sind Aufenthaltsort und Gesundheitszustand des Präsidenten unbekannt. Stopp.«

Meine Hände zitterten. Ich kämpfte mit einer trockenen Kehle. Und die Schmerzen der Schusswunde am linken Arm brachten mich fast um. Eigentlich nur ein Streifschuss über dem Ellbogen, zugezogen im Feuergefecht mit den IS-Rebellen um den Al-Hummar-Palast. Er hatte heftig geblutet, bis Yael Katzir, die schöne und geheimnisvolle Mossad-Agentin, ihn provisorisch verarztete. Yael und ich waren gemeinsam mit König Abdullah und seiner Familie geflohen. Sie kümmerte sich um meine Verletzungen, nachdem wir den Flughafen erreicht hatten. Kurz darauf bestieg sie den Hubschrauber, der Premierminister Lavi nach Israel bringen sollte. Dort sollten seine lebensgefährlichen Verletzungen behandelt werden. Ich selbst brauchte etwas gegen die Schmerzen, und zwar dringend. Doch zunächst musste ich Allen mit weiteren Einzelheiten zur Story versorgen.

»Die katastrophalen Ereignisse nahmen am frühen Nachmittag in einem nordöstlichen Vorort von Amman ihren Anfang. Stopp. Milizen des Islamischen Staats verübten einen groß angelegten Terrorangriff auf den israelisch-palästinensischen Friedensgipfel im Al-Hummar-Palast. Stopp. Kurz vor Unterzeichnung des bilateralen Friedensvertrags feuerte ein patrouillierender F-16-Kampfflugzeug der jordanischen Streitkräfte eine Luftrakete in die versammelte Zuschauermenge. Stopp. Der Pilot der F-16 führte einen gezielten Absturz seiner Maschine auf den

Palast herbei. Stopp. Gleichzeitig stürmten Hunderte schwer bewaffnete IS-Milizionäre das Palastgelände. Stopp. Trotz der heftigen Feueregefechte gelang es den Sicherheitskräften, US-Präsident Taylor, den jordanischen König Abdullah II., den israelischen Premierminister Daniel Lavi und den Präsidenten der palästinensischen Autonomiebehörde Salim Mansour aus dem Palast herauszuholen. Stopp. Lavi und Mansour wurden lebensgefährlich verletzt nach Jerusalem respektive Ramallah ausgeflogen. Stopp. Laut Zeugenaussagen konnte sich ein schwarzer kugelsicherer Chevrolet Suburban mit US-Bodyguards und Präsident Taylor aus dem Kampfgebiet entfernen. Stopp. Dieses Fahrzeug erreichte den Flughafen allerdings nie. Stopp. Wie die *Times* in Erfahrung bringen konnte, kontaktierte Taylor in Kenntnis des Umstands, dass der Flughafen ebenfalls von IS-Terroristen angegriffen wird, den Piloten der Air Force One und befahl ihm, sofort zu starten, um Crew und Flugzeug in Sicherheit zu bringen. Stopp. Der Präsident kündigte dem Piloten an, sich zu melden, sobald die jordanischen Streitkräfte den Flughafen wieder unter Kontrolle haben. Stopp. Aktuell behaupten enge Berater des Präsidenten, dass sie weder wissen, wo er sich befindet, noch seine Sicherheit garantieren können. Stopp. Weder der Präsident noch sein Team von Leibwächtern reagieren auf Anrufe. Stopp.«

Ich legte eine bewusste Pause ein, um Janie die Gelegenheit zu geben, alles lückenlos mitzuschreiben. Doch als Profi hatte sie keine Schwierigkeiten, mit meinem Sprechtempo mitzuhalten.

»Ich hab alles«, verkündete sie. »Weiter.«

»Mehr gibt es vorerst nicht zu berichten«, sagte ich.  
»Das müssen wir veröffentlichen. Ich kann in ein paar

Minuten wieder anrufen und euch noch ein paar Details über die Angriffe liefern.«

»Das ist ja alles gut und schön, J.B.«, meinte Allen.

»Aber wer sind deine Quellen?«

»Die kann ich nicht offenlegen.«

»J.B., das musst du aber.«

»Allen, das geht nicht. Nicht auf einer ungesicherten Leitung.«

»J.B., das war keine Bitte, sondern eine Dienstanweisung.«

»Ich muss meine Quellen schützen. Du weißt, wie es läuft.«

»Natürlich. Wer sagt denn, dass ich sie im Artikel nennen will? Trotzdem muss ich einschätzen, ob sie solide und vertrauensvoll sind. Sonst kann ich die Story nicht bringen.«

»Allen, komm schon. Du verschwendest unnötig Zeit. Du musst das veröffentlichen, und zwar sofort.«

»J.B., hör zu ...«

»Nein, Allen, ich ...«

»James!«, schrie er plötzlich. Das hatte er in meiner Gegenwart noch nie getan. »Ich kann mich nicht blind auf dein Wort verlassen. Nicht bei einer so heiklen Sache. Das ist zu riskant! Eine solche Geschichte gefährdet Leben. Dabei geht es um mehr als nur um die Korrektheit von Fakten. Ich sag ja nicht, dass du falschliegst. Ich höre aus deinen Worten heraus, dass du fest daran glaubst. Ich tendiere dazu, dir zu glauben. Aber hier geht es um die gesamte Redaktion. Im Weißen Haus, im Pentagon und beim Secret Service werden alle durchdrehen, sobald ich das an die Öffentlichkeit gebe. Also verrät mir alles, was du weißt, oder der Artikel wird nicht veröffentlicht.«

## 2

Natürlich hatte Allen recht.

Das Risiko könnte kaum höher sein. Dennoch zögerte ich. Ich durfte ihm auf keinen Fall verraten, *woher* ich alles wusste. Nur *was* ich wusste und dass die Geschichte trotz der brisanten Auswirkungen absolut solide war.

Der Monarch des Haschemitischen Königreichs Jordanien, Seine Majestät Abdullah II. persönlich, hatte gerade auf einer abhörsicheren Leitung eine Unterredung mit dem Vorsitzenden der Vereinigten Stabschefs im Pentagon beendet. Im Anschluss gab er die wichtigsten Details an mich weiter. Zählte das nun als eine Quelle oder als zwei? Genau genommen handelte es sich wohl nur um eine. Immerhin hatte ich nicht selbst mit dem Vorsitzenden gesprochen. Aber unter den herrschenden Umständen schätzte ich die Informationen als verlässlich ein.

Der König hatte die Worte seines Gesprächspartners quasi wortwörtlich zitiert. Weshalb sollte er mich belügen? Nach allem, was wir zusammen durchgemacht hatten. Sein Blick verriet mir, dass er die Wahrheit sagte. Zumal das, was er erzählte, zu den Geschehnissen um uns herum passte. Ich sah ja selbst, dass die Air Force One nicht mehr da war, dass sich der Chevy Suburban, der den Präsidenten vom Palast hatte herbringen sollen, weder hier auf dem Flughafen noch sonst an einem bekannten Ort befand. Und ich hatte mit eigenen Ohren gehört, wie der König seinen Bruder Faisal anrief, den stellvertretenden Kommandanten der jordanischen Streitkräfte, um eine vollständige Blockade des Queen-Alia-Highway, der Route 35, anzuordnen; der Straße, die wir genommen hatten, um

den Flughafen zu erreichen, zugleich der letzte bekannte Aufenthaltsort des Präsidenten.

Ich kannte die Fakten. Trotzdem durfte ich das Vertrauen des Königs nicht missbrauchen. Ich wollte auf keinen Fall das Risiko eingehen, dass Allen, wenn ich ihm alles schilderte, etwas davon in den Artikel einfließen ließ. Ihm vertraute ich zwar, nicht aber unseren Herausgebern in New York. Allen hatte auf den ›Eifer des Gefechts‹ angespielt. Nicht zu Unrecht, denn mir waren im Laufe der Jahre selbst schon etliche Fehler auf diese Weise unterlaufen. Diesmal nicht. Auf gar keinen Fall.

Ich starrte gedankenverloren auf das brennende Wrack der beiden Verkehrsflugzeuge, als Seine Majestät an mir vorbeikam.

Er bestieg einen der zwei gerade gelandeten Black-Hawk-Helikopter, die eine Menge Staub aufwirbelten. Kurz vor dem Schließen der Luke winkte er mir hektisch zu. Wenn ich an der Story dranbleiben wollte, musste ich auf der Stelle gehen.

Mir wurde klar, dass ich vor einer grundsätzlichen Entscheidung stand, die den weiteren Gang meiner Karriere beeinflusste. Der König hatte mir zwar nicht ausdrücklich die Erlaubnis gegeben, der Welt mitzuteilen, was er mir gerade anvertraut hatte. Aber er hatte es mir auch nicht verboten. Immerhin wusste er, dass ich als Auslandskorrespondent für die *New York Times* arbeitete und seine Information über Umwege in Washington landen würde. Sicher erwartete er nicht von mir, dass ich alles für mich behielt. Es handelte sich um eine Ermessensfrage. Gut möglich, dass er mir das alles nur als Freund gesteckt hatte, als Lebensretter. Vielleicht betrachtete er mich in diesem Augenblick nicht als Journalisten, sondern

als Verbündeten. Oder er dachte in dieser Situation überhaupt nicht an mögliche Konsequenzen.

Wie auch immer, ich wollte meine Quelle nicht offenbaren. Erst recht nicht, da es sich hier um einen König handelte. Allerdings sah ich keine andere Möglichkeit. Amerika musste erfahren, dass sein Staatsoberhaupt vermisst wurde. Immerhin ging es um ernste Fragen rund um die nationale Sicherheit: War Harrison Taylor technisch gesehen überhaupt noch Präsident? Oder war aufgrund seiner Abwesenheit die Macht nicht zumindest zeitweise auf den Vizepräsidenten übergegangen? Apropos, wo befand sich der Vizepräsident derzeit eigentlich, hatte man ihn über die prekäre Lage informiert? Blieb zu hoffen, dass er und alle anderen in Washington bereit für das waren, was auf sie zukam ... was immer ›das‹ auch sein mochte.

Ich hatte keine Ahnung. Wir befanden uns auf unbekanntem Territorium. Nur eines stand für mich fest: Die amerikanische Öffentlichkeit musste erfahren, was ich wusste. Jeder musste mit den Fakten vertraut sein, um sich dieselben Fragen stellen zu können, die mich gerade beschäftigten. Den Personen an den entscheidenden Schaltstellen der USA kam die Aufgabe zu, Antworten zu liefern.

Die amerikanische Öffentlichkeit darüber in Kenntnis zu setzen, dass der Präsident vermisst wurde, hieß natürlich gleichzeitig, auch den Feind zu informieren. Wie reagierte der IS, wenn er davon erfuhr? Im schlimmsten Fall verschaffte ihnen dieses Wissen einen taktischen Vorteil in der aktuellen Krise. Ganz sicher schlachteten sie diesen Propagandasieg mit allen Mitteln aus. Das ließ sich nur vermeiden, wenn der Präsident schnell wieder auftauchte, um die Nation entschlossen aus der Krise zu steuern. Aber das fiel nicht in meinen Verantwortungsbereich.

Mein Job bestand darin, über alles zu berichten, was ich beobachtete und erfuhr, ohne mir über die Folgen Gedanken zu machen. Und ein Journalist gab seine Quellen nicht preis.

In der Furcht, der König könnte ohne mich abfliegen, rannte ich auf den wartenden Helikopter zu. »Allen, es tut mir leid«, schrie ich ins Telefon. »Ich verstehe deine Bedenken, kann dir aber nicht weiterhelfen. Wirst du den Artikel nun veröffentlichen oder nicht?«

Eine lange Pause entstand. Für einen Augenblick dachte ich, die Verbindung sei zusammengebrochen, doch beim Erreichen des Black Hawk verriet mir ein kurzer Blick aufs Display, dass mein Handy trotz des Chaos um mich herum vier von fünf Empfangsbalken sowie eine offene Leitung nach Washington anzeigte.

»Veröffentlichst du es jetzt oder nicht?«, rief ich erneut, um das Dröhnen der Rotoren zu übertönen.

Allens Antwort verschlug mir den Atem.

»Nein, J.B., das werde ich nicht«, schrie er zurück. »Nicht bevor du mir deine Quellen nennst. Ich bin keine Grand Jury, sondern dein Redakteur. Ich habe ein Recht, sie zu kennen.«

### 3

Ich trennte die Verbindung und sprang in den wartenden Helikopter.

Ein Soldat schloss die Tür hinter mir, Sekunden später waren wir in der Luft. Zu meiner Überraschung saß König Abdullah persönlich an der Steuerung. Er trug wie wir alle



nach wie vor einen biologischen Schutzanzug, schien die Situation aber voll und ganz unter Kontrolle zu haben. Wir flitzten in rasantem Tempo knapp über den Wüstenboden hinweg und gewannen ein wenig an Höhe, als wir Kurs nach Osten nahmen.

»Wo geht's hin?«, fragte ich den Captain der Royal Jordanian Air Force, den man offenbar gebeten hatte, den Pilotensitz an den König abzutreten. Er saß neben mir und behielt zusammen mit einem halben Dutzend schwer bewaffneter Mitglieder einer Spezialeinheit sowohl die Lage am Boden als auch in der Luft im Auge.

»Kann ich nicht sagen«, erwiderte er.

»Geheimhaltung?«, erkundigte ich mich.

»Nein«, sagte er mir direkt ins Ohr. »Ich weiß es schlicht nicht.«

Der König, ein überaus erfahrener Hubschrauberpilot und darüber hinaus der oberste Kommandant der jordanischen Armee, ließ sich nicht in die Karten schauen. Angesichts der Umstände tat er wahrscheinlich gut daran, immerhin befand er sich mitten in einem Staatsstreich. Viele seiner Regierungsmitglieder waren von Teilen der Armee getötet worden, die sich auf die Seite des IS geschlagen hatten. Ein Verräter aus seiner eigenen Luftwaffe hatte nicht nur den Palast zerstört und viele Sympathisanten getötet, sondern auch die Hoffnungen einer ganzen Region auf Frieden zu Grabe getragen. Kein Wunder, dass er kein Risiko eingehen wollte, wer den Hubschrauber mit ihm an Bord steuerte. Auch wollte er verständlicherweise niemanden mehr in seine Pläne einweihen, dem er nicht blind vertraute. Unter den gegebenen Umständen traf das wohl auf keinen der Anwesenden zu.

Mein linker Arm begann erneut zu bluten. Beim Anschnallen schmerzte es so stark, dass ich das Gesicht verzog. Vor der Scheibe zogen die schwarzen Rauchwolken über Amman vorbei. Wo auch immer es hinging, ich konnte nur hoffen, dass ich dort bei unserer Ankunft medizinisch versorgt wurde. Ich hatte bisher keine Gelegenheit gefunden, mir die Wunde genauer anzusehen. Yael hatte keine Zeit gehabt, sie zu säubern, geschweige denn, sie ordentlich zu verarzten. Sie hatte einfach das Halstuch der Königin fest um die Wunde gebunden, bevor sie Königin Rania und dem Kronprinzen in den Hubschrauber half, der beide an einen sicheren und geheimen Ort bringen sollte.

Ich schloss für einen Augenblick die Augen und versuchte, mich vom scharfen Brennen abzulenken, das durch meinen Arm zuckte. Stattdessen bemühte ich mich, an Yael zu denken. War mit ihr alles in Ordnung? Einer der maskierten Dschihadkämpfer im Palast hatte sie zweimal heftig ins Gesicht geschlagen. In einem Kampf, der uns beinahe das Leben kostete. Außerdem trug sie eine üble Platzwunde an der Stirn davon, während wir in einem der SUVs des Königs vom Palastgelände entkamen. Aber sie hatte sich zu keinem Zeitpunkt darüber beschwert, sondern alles getan, was möglich war, um nicht nur das Leben ihres eigenen Premierministers, sondern auch das des palästinensischen Präsidenten zu schützen. Und nicht zuletzt auch meines und das der königlichen Familie. Ob sie inzwischen in Sicherheit war? Hoffentlich war sie bereits mit ihrem Team in Jerusalem gelandet und sowohl Premierminister Lavi als auch Präsident Mansour schwebten nicht länger in Lebensgefahr.

Ich wandte mich zum Fenster und zuckte zusammen, als ich dort mein Spiegelbild sah. Abgesehen von Schnitten,

Kratzern und blauen Flecken auf Wangen und Stirn, ganz zu schweigen von denen am ganzen Körper, starrte mich das Gesicht eines ausgemergelten alten Mannes an. Ich war gerade mal Anfang 40, aber der Spruch aus einem Harrison-Ford-Film schoss mir durch den Kopf: »Das sind nicht die Jahre, Schätzchen, das ist Materialverschleiß!« Genau so fühlte ich mich. Ich war Auslandskorrespondent, Kriegsberichterstatter, Teil der Reporterfamilie, die dem Tod von Berufs wegen ein Schnippchen schlug und an vorderster Front über die schrecklichsten Ereignisse auf diesem Planeten berichtete. Der Tod hing mir allerdings dicht auf den Fersen. Ich war ein Adrenalinjunkie, der es liebte, rund um die Welt zu jetten, aus dem Koffer zu leben und in jeder Hinsicht an Grenzen zu gehen. Aber ich war mittlerweile auch geschieden, ein trockener Alkoholiker, erschöpft und einsam. Viele Freunde lebten nicht mehr oder lagen im Sterben. Meine Familie befand sich eine halbe Erdumrundung entfernt und ich bekam sie kaum zu Gesicht. Nach einer Partnerschaft sehnte ich mich seit Jahren vergeblich.

Und ganz egal, wie schick und teuer meine schwarze Halbrahmen-Designerbrille sein mochte, es gelang ihr nicht, die blutunterlaufenen Augen zu kaschieren. Ganz gleich, seit wie vielen Jahren ich meine stark ergrauten Kopfhaare zugunsten einer Glatze abrasierte, ich trug immer noch einen knapp getrimmten Henriquatre-Bart. Aber, so entschied ich, in diesem Augenblick sah das nicht mehr cool aus. Es ließ mich eher wie einen Kerl aussehen, der sich verkrampft an der eigenen Jugend festkrallte.

Ich hielt meinen eigenen Anblick nicht länger aus und konzentrierte mich auf die Landschaft jenseits der Scheibe. Von hier oben, südsüdöstlich der Stadt, bemerkte ich

einige Schwadronen von F-15- und F-16-Jägern, die über Amman hinwegfegten und die IS-Milizen am Boden bombardierten. Die Explosionen, die folgten, waren spektakulär. Ich spürte die Einschläge förmlich am eigenen Körper. Rasch schoss ich einige Bilder mit dem iPhone und fing dabei auch den König am Steuer des Helikopters ein, ehe mich jemand daran hindern konnte.

Meine Gedanken wanderten erneut zum Präsidenten. Wo steckte er? Wurden er und sein Sicherheitsteam unter Beschuss genommen? Schwebten sie akut in tödlicher Gefahr? Vielleicht hielt sich der Secret Service einfach nur bedeckt und versuchte, seinen Schützling außer Sichtweite zu halten und nicht in die Luft zu lassen, bevor sich die Lage ihrer Ansicht nach weit genug normalisiert hatte.

Allens Weigerung, die Meldung zu veröffentlichen, überraschte mich. Je länger ich darüber nachdachte, desto zorniger machte mich sein Verhalten. Nach all den Jahren, nach wer weiß wie vielen Artikeln – viele davon immerhin exklusiv! – hegte er solches Misstrauen gegen meine Person! Glaubte er ernsthaft, ich würde ihm die explosive Story eines inmitten eines Staatsstreichs vermissten Präsidenten der Vereinigten Staaten andrehen wollen, ohne mir meiner Sache absolut sicher zu sein? Mir war egal, ob er gewisse journalistische Schlupflöcher in den Artikel einbaute und die Formulierungen etwas abschwächte, um zu verdeutlichen, dass es sich um eine dynamische Situation handelte, die jederzeit kippen konnte. Im Gegenteil, es wäre aus journalistischer Sicht zweifellos richtig gewesen, das zu tun. Er wusste doch, dass ich mich mitten in einem politischen Hurrikan aufhielt. Und auch dass ich mich in der Gesellschaft der ranghöchsten noch lebenden Staatsmänner Jordaniens befand und diese noch alle sieben

Sinne beisammenhatten. Was glaubte er denn, woher meine Informationen stammten?

Langsam regte mich das Ganze auf. Ich fühlte mich machtlos und vom Rest der Welt abgeschnitten. Bis ich zufällig auf das Smartphone in meiner Hand blickte und mir auffiel, dass wir so niedrig flogen, dass ich volle Netzabdeckung hatte. In diesem Augenblick wurde mir bewusst, dass ich gar nicht von Allen MacDonalds Zustimmung oder den Chefredakteuren und Herausgebern der *New York Times* abhängig war, um meine Story unter die Leute zu bringen. Das konnte ich genauso gut selbst erledigen.

Ein Soldat hielt mir eine Flasche Wasser hin, aber ich winkte ab. Stattdessen öffnete ich Twitter, begann zu tippen und schickte meine Neuigkeiten in 140-Zeichen-Abschnitten los.

Exklusiv: Präsident der USA wird vermisst. Air Force One hebt nach IS-Angriff auf Amman/Jordanien ohne ihn ab. #AmmanKrise

Exklusiv: Wo ist Präsident Taylor? Secret Service befreit ihn aus Al-Hummar-Palast. Am Flughafen kommt er nie an. #AmmanKrise

Exklusiv: Suche nach US-Präsident in vollem Gang: Jordanische Armee, Secret Service und Pentagon sind mobilisiert. #AmmanKrise

In den nächsten 20 Minuten setzte ich weitere 19 Tweets ab und mir wurde klar, dass die Story über Twitter dramatischer wirkte, als wenn sie auf der Homepage der *New York Times* veröffentlicht worden wäre. Das hier war der Prototyp

einer Sensationsmeldung. Direkt. Dramatisch. Ungefiltert. Am Puls des Geschehens. Und in diesem Fall absolut exklusiv. Wenn Allen und die Herausgeber in Manhattan die größte Story der Gegenwart ignorieren wollten ... von mir aus gern. Ich allerdings ließ mich nicht davon abhalten, meine Neuigkeiten der Welt mitzuteilen. Nachdem ich zum Kern des Problems vorgedrungen war, twitterte ich noch drei Nachrichten, in denen ich auf die Unübersichtlichkeit der Lage hinwies. Ich verdeutlichte, dass es sich um eine prekäre Situation handelte, deren Rahmenbedingungen sich jederzeit ändern konnten, und verlieh meiner Hoffnung Ausdruck, dass zusätzliche Berichte von anderen Journalisten und Verlautbarungen der US-Regierung zu mehr Klarheit beitragen. Innerhalb von weniger als fünf Minuten hatte ich alles an den Mann gebracht, was ich zu sagen hatte. Jetzt konnte ich nur noch abwarten.

Ich hatte noch nie eine Story getwittert, das entsprach nicht meinem Stil. Ich hielt mich doch eher für einen Vertreter des klassischen Journalismus. Ich glaubte an die traditionelle Art und Weise, einen Artikel oder Bericht einzureichen: ihn von Schlussredakteuren überarbeiten zu lassen, die selbst entschieden, in welcher Form und zu welchem Zeitpunkt sie die Texte veröffentlichten. Davon profitierten sowohl Leser als auch Macher, zumal man es in der Welt des verantwortungsbewussten Investigativjournalismus seit jeher so machte. Ich glaubte fest daran, dass es die einzig richtige Vorgehensweise war. Zumal schon mein Großvater so gearbeitet hatte, der zu meinen größten Vorbildern gehörte.

Damals in den 40ern, 50ern und 60ern hatte Andrew Bradley Collins, kurz A.B., für Associated Press geschrieben und sein Handwerk von der Pike auf gelernt.

Er tippte seine Artikel noch auf altmodischen Schreibmaschinen – überwiegend im Ein-Finger-Suchsystem, denn er hatte nie richtig Tippen gelernt. Seine Meldungen wurden von grauhaarigen Redakteuren redigiert, die über die Ränder ihrer Halbbrillen schielten, einen kubanischen Zigarrenstumpfen oder eine Pfeife im Mundwinkel. Seine Artikel waren gründlichst auf Fakten abgeklopft und manchmal auch massiv überarbeitet, häufig sogar komplett umgeschrieben worden, bevor man sie in vor Hektik brummende Großraumbüros auf der anderen Seite der Welt gekabelt hatte. Auch er schätzte es nicht, wenn man seine Informationen anzweifelte oder seine Sätze umstellte; kein Reporter, der auch nur einen Funken Berufsethos besaß, tat das. Aber er war kein Rebell gewesen. Sicher, manchmal, wenn es eine wirklich große Sache zu berichten galt und schnell gehen musste, hatte er seine Berichte mündlich übermittelt. Mitunter von so exotischen Orten aus, dass er sie per Telefon einer Sekretärin in der New Yorker Zentrale in den Block diktieren musste. Trotzdem wäre es meinem Großvater nie eingefallen, seine Redakteure zu umgehen. Sie galten als Gatekeeper, als Torwächter. Alle Meldungen liefen über ihren Tisch. Das wurde nie infrage gestellt, so lief es eben. Und mein Großvater respektierte das.

Genau wie ich. Bis jetzt. Niemals wäre mir der Gedanke gekommen, mein Interview mit Jamal Ramzi, dem IS-Kommandanten in Syrien, zu twittern oder über soziale Medien zu veröffentlichen, kaum dass ich es beendet hatte. Ebenso wenig, die Story über Abu Khalifs Gefängnisaustritt aus Abu-Ghuraib zu twittern, geschweige denn Berichte zu den grausigen Saringas-Experimenten, die Abu Khalif und Jamal Ramzi in Mossul an den in Abu-Ghuraib

gefangen genommenen Wärtern durchgeführt hatten. Im Gegenteil, ich wusste, dass gerade solche Artikel das kritische Auge eines Allen MacDonald brauchten und von seinen Vorgesetzten abgesegnet werden mussten. Wenn ich sie vom Wert einer solchen Story überzeugen konnte und sie die Sorgfalt zufriedenstellte, die ich auf einen solchen Artikel verwendete, würden sie ihn auch veröffentlichen. Aber keinen Augenblick früher.

Doch hier verhielt sich die Sache anders. Diese Story war zu bedeutend, um sie so lange zurückzuhalten. Ich konnte Millionen von Menschen direkt erreichen, und das auf eine Art und Weise, wie es die Schlagzeilen einer *New York Times* niemals geschafft hätten, nicht mal auf ihrer Webseite. Allein auf Twitter folgten mir 183.000 Leute. Menschen überall in den USA und in der restlichen Welt lasen meine elektronischen Veröffentlichungen. Was noch wichtiger war: Die meisten meiner Freunde, Kriegsberichterstatter wie ich sowie die meisten Reporter, Redakteure und Herausgeber in Washington und anderen Metropolen folgten mir, genau wie Politiker, hochrangige Militäroffiziere und Geheimdienstler der US-Regierung, Mitarbeiter der NATO, Funktionäre aus dem Nahen Osten und sogar aus dem Kreml und Ostasien. Sie alle warteten verzweifelt auf kleinste Informationen aus dem Krisengebiet.

Indem ich diese Art der Veröffentlichung gewählt hatte, erreichte ich Menschen, die bestens vernetzt waren. Hervorragende Multiplikatoren.

Deshalb ging alles sehr schnell.





[www.joelrosenberg.com](http://www.joelrosenberg.com)

Joel C. Rosenberg ist der Bestsellerautor von bisher 13 Romanen und fünf Sachbüchern. Die verkaufte Auflage liegt bei fünf Millionen Exemplaren.

Geboren wurde er 1967 in Syracuse, New York. 1989 schloss er das Studium der Filmdramaturgie ab. Ein Jahr später heiratete er seine Collegeliebe Lynn. Die beiden wohnten 24 Jahre in Washington, D. C., bis sie mit ihren Söhnen – Caleb, Jacob, Jonah und Noah – nach Israel umsiedelten.

Joel trat in Hunderten von Radio- und TV-Sendungen auf und nahezu jede seriöse Zeitschrift in den USA hat seine Artikel und Essays veröffentlicht. Er gilt als Nahost-Experte. Weil er in seinen Romanen mehrmals große politische Entwicklungen vorhersagte, wird er von den Medien als »modern-day Nostradamus« bezeichnet.

Infos, Leseproben & eBooks:

[www.Festa-Verlag.de](http://www.Festa-Verlag.de)

# Die J. B. COLLINS-Thriller



**Publishers Weekly:** »Rosenberg nutzt die aktuellen Schlagzeilen für einen dramatischen Plot, der auf ein schockierendes Finale zusteuert.«

**The Real Bookspy:** »Geht es um Action und Spannung, dann ist Rosenberg gnadenlos.«